Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 24 (1962)
Heft: 1

Artikel: Sagen und Erzählungen aus Balsthal
Autor: Deubelbeiss, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861341

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sagen und Erzählungen aus Balsthal*

gesammelt und erläutert von Heinrich Deubelbeiß

Die Blutnelken von Falkenstein

Es war einmal ein Graf von Falkenstein. Durch den frühen Tod seiner Frau hatte sich bald seine Lebensart verändert. Er vertrieb sich nun die Zeit mit Zechen und Raubzügen, gefürchtet von seinen Untertanen, gefürchtet auch von allen, deren Weg über den Hauenstein führte.

Vor kurzem hatte nun dieser Raubritter drunten im Hohlweg des Passes einen reichen Fang gemacht. Kaufleute aus dem Welschland hatte er ihrer kostbaren Lasten entledigt. Die Fässer mit köstlichem Wein waren im Keller versorgt; ihre früheren Besitzer aber, soweit sie nicht niedergestreckt worden waren oder in der Flucht ihr Heil finden konnten, lagen wohlverwahrt im Verließ des Turmes.

Daraufhin feierte der Schloßherr seinen glücklichen Raub mit seinem Schwager von Bechburg und dem Grafen von Thierstein. Reichlich floß der welsche Wein aus den gestohlenen Fässern in die zinnernen Kannen. Feurig funkelte er in den Bechern der lärmigen Kumpane und stieg diesen allmählich in den Kopf. Bald sah es wüst im Saale aus. Die Sträuße von weißen Nelken mit denen die Mägde den Tisch hatten schmücken müssen, wurden umgeworfen und färbten sich rot im ausgeschütteten Weine. Da kam dem Falkensteiner ein teuflischer Gedanke. «Ihr sollt noch mehr solcher blutiger Nelken sehen», so schrie er und gab einem Knechte einen geheimnisvollen Befehl. Nach kurzer Weile führte er seine Gefangenen zum Turm in die — Folterkammer. Hier schmachteten nun die Beraubten, blutig geschunden und grausam gemartert, in ihrer Qual. «Seht

* aus dem gleichnamigen, im Verlag der Buchhandlung Lüthy, Solothurn, erschienenen Buch

da diesen Blumenstrauß», grölte der Angetrunkene, «seine Farbe ist noch schöner als Ilgen und Wein!» Da konnte ein Opfer nicht länger an sich halten. In seiner Pein schrie es dem Säufer zu: «Verruchter Henker! Gott soll dich strafen mit solchen Blumen!» Die Wut des Falkensteiners war geweckt. Sofort ließ er den jungen Mann, der zu reden gewagt hatte, losspannen. Er wurde auf die Zinnen des Turmes geschleppt und über die abschüssigen Felsen in die Nacht hinaus geschleudert. Das Rauschen des Mümliswiler Baches übertoste den dumpfen Aufschlag des Körpers.

Der Winter war gekommen und vor dem Frühling gewichen. Nun nahte der Sommer. Da ritt eines Tages der Graf von Falkenstein zu Tal, als er plötzlich etwas seltsam Rotes im Gebüsch sah. Rasch ließ er seinen Knecht Nachschau halten. Der brachte ihm sonderbare Blumen: Nelken waren es, aber an ihren Blütenblättern zitterten Blutstropfen. Da fuhr ein Schreck durch den ganzen Leib des Ritters. Die Erinnerung an jene grausige Nacht war wieder erwacht. Er kehrte in sein Schloß zurück, er vermied in Zukunft jeden Ausritt, er wollte diesen Blumen nicht mehr begegnen. Doch bald blühten diese auch an den Mauern der Burg.

Indessen waren die Tage des Falkensteiner gezählt. Die Welschen wollten den Schimpf, der ihren Bürgern angetan worden war, rächen. Gemeinsam mit dem Grafen von Nidau und Kyburg zogen ihre Mannen gegen den Raubritter, belagerten die Burg und hungerten die Besatzung aus. Zuletzt gelang es ihnen,

das Schloß in Brand zu stecken. Der Graf von Falkenstein saß eben zu Roß im Hofe, als die Flammen emporloderten. Da wurde das Pferd scheu, raste wie besessen durch den Hof, setzte über die Mauerbrüstung und versank mit seinem Reiter in der Tiefe, dort, wo einst der junge Mensch zu Tode gestürzt war. Seither bluten die Fluhnelken, wie sie später genannt wurden, nicht mehr, aber die rote Farbe behielten sie bis auf den heutigen Tag.

Anmerkung: Diese Sage stammt aus mündlicher Überlieferung. Gustav Hafner, Sigrist zu St. Wolfgang, erzählte sie Hw. P. Dr. Wolfgang Hafner von Balsthal in Engelberg in Verbindung mit den Sitten und Gebräuchen des mittelalterlichen Raubrittertums.

Vergleiche «Kleiner Solothurnischer Schauplatz» von Franz Haffner, 1666, im zweiten Teil, S. 358.

Die Gugler

Zum Schutze der Hauensteinstraße erbauten die Grafen von Frohburg unterhalb der Burg Blauenstein ein Städtchen mit Namen Falkenstein. Zufolge seiner Lage am Nordeingang der Jurakluse waren die Bewohner auf zwei Seiten durch felsige Abhänge vor feindlichem Überfall geschützt. Dagegen mußten auf der Nord- und Südseite, quer durch das Engnis, zur Sicherung starke Stadtmauern aufgerichtet werden. Der rege Durchgangsverkehr vom

und zum Hauenstein wurde durch zwei Stadttore geleitet, und gleichzeitig konnte da auch der Wegzoll erhoben werden.

Ingram von Coucy, ein Graf aus der Gegend von Laon in Nordfrankreich, plante einen Feldzug in die habsburgischen Lande. Sein Großvater mütterlicherseits, Herzog Leopold von Österreich, stellte einst seinem Vater ein reiches Heiratsgut aus Silber in Aussicht. Trotz aller Bemühungen hielt der Herzog sein Versprechen nicht. Daher wollte der Graf die Herausgabe des ihm vorenthaltenen Erbteiles erzwingen.

Ingram von Coucy besammelte ein Heer von ungefähr 40 000 Mann Fußvolk und 6000 gut ausgerüstete Ritter, das sich aus Franzosen, Bretonen und Engländern zusammensetzte. Wegen der fremden Form ihrer Kugelhüte nannte sie das Volk die Gugler. Der Graf marschierte mit seinen Heerscharen durch die oberrheinische Tiefebene, am befestigten Basel vorbei, über den Jura ins Aaretal. Sein Hauptquartier bezog er im Kloster St. Urban bei Langenthal.

Die Hauptmacht zog über den Obern Hauenstein. Die Bewohner des Städtchens Falkenstein ließen die Torgatter herunter. Die Zinnen der Stadtmauern richteten sie zur Verteidigung ein.

Die Vorhut der Gugler fand den kürzesten Ausgang aus dem Balsthalertal verschlossen. Eine Umgehung des Hindernisses kam aus Zeitgründen nicht in Frage. Die wenigen Verteidiger des Städtchens waren der Übermacht der nachfolgenden Truppen nicht gewachsen und mußten sich bald ergeben. Von den Mordbrennern wurde der Ort vollständig vernichtet und die Burg Blauenstein zerstört. Die Letztere wurde bald wieder aufgerichtet.

Das Städtchen aber konnte sich von dem schweren Schlage vorerst nicht erholen. Die übriggebliebene Bevölkerung mußte anderwärts neue Lebensmöglichkeiten suchen. Viele Ortschaften, die von den Guglern heimgesucht worden sind, blieben zerfallen und ein Wiederaufbau erfolgte nicht mehr. Dank seiner wichtigen Verkehrslage entstand der Ort in der Jurakluse späterhin doch aus Schutt und Asche.

Anmerkung. Die Unterlagen für diese Erzählung finden sich in «Balsthal und seine Täler», Dissertation von Dr. Urs Wiesli, 1951, S. 59, und «Solothurnische Geschichte» von Dr. Bruno Amiet, 1951, S. 284.

Im Herbst 1375 verwüsteten die Gugler auf ihrem Durchmarsche unsere Gegend. Die Burg am Nordeingang der Jurakluse beim Roggen hieß früher auch Blauenstein und wurde später als Alt-Falkenstein bezeichnet. Das unterhalb gelegene Städtchen wurde vordem auch Falkenstein genannt und führte nach dem Wiederaufbau die Bezeichnung Klus. Der befestigte Ort wurde später der Standort bedeutender mittelalterlicher Handwerksbetriebe, wie Glasschmelzer, Nagelschmiede, Windenmacher. Die betriebliche Entwicklung in der Gewinnung und Verarbeitung von Eisen während Jahr-

hunderten führte zum heutigen «Ludwig von Roll'schen Eisenwerk Klus». — Die eine Stadtmauer führte ungefähr dreißig Meter südlich am Gasthof zum Hirschen vorbei. Sie ist im Verlaufe des letzten Jahrhunderts vollständig vom Erdboden verschwunden. Das Stadttor auf der Nordseite wurde um das Jahr 1834 abgebrochen, denn der Verkehr über den «Obern Hauenstein» verdichtete sich rasch auf der neu erbauten und breit angelegten Straße, die im September jenes Jahres eröffnet wurde. Von der nördlichen Mauer ist bis heute nur ein kleiner Rest erhalten geblieben.

Der Lobiseiteufel

Blickte man einst vom westlichen Rande des Farisberges über den halbrunden Felsenkranz hinunter, sah man gerade unter sich, am Abhang des Bergkessels, ein großes Bauerngut. Hier wirtschaftete im behaglichen Wohlstande der Bauer des Lobiseis. Auf dem kräftigen Linsboden gediehen üppige Kräuter in reichster Fülle. Der Viehstand nahm zu wie keiner rings herum, und alljährlich boten schwerbeladene Obstbäume ihre köstlichen Früchte. Allein, anstatt zufrieden zu sein mit dem Segen des Herrn, öffnete der Lobiseier sein Herz dem Teufel der Habsucht und jagte in unersättlicher Gier nach zeitlichem Gut.

An einem Morgen war der Bauer allein zu Hause, mit der Zubereitung von Käse beschäftigt. Seine Hausgenossen arbeiteten draußen, teils auf den Matten, teils im Walde.

Da erschien ein fremder Metzger auf der Schwelle der Käseküche und fragte freundlich grüßend nach fettem Schlachtvieh. Bereitwillig führte ihn der Bauer in die gefüllten Ställe, um ein geeignetes Stück herauszufinden. Der Metzger trug eine schwere Geldkatze um den Leib, die bald die lüsternen Blicke des Bauern auf sich gezogen hat. Wie nun der Fremde sich niederbückt, um mit kundiger Hand die Weichen eines Rindes zu prüfen, da durchzuckt ein satanischer Gedanke die Seele des Lobiseiers: mit Blitzesschnelle erfaßt seine Faust einen nahestehenden Melkstuhl, und vom tödlichen Schlage getroffen sinkt der Metzger leblos nieder. Kein Schmerzenslaut entwand sich dem krampfhaft

geschlossenen Munde, kalt und verglast starrt das erloschene Auge des Opfers seinen Mörder an. Der hat nichts Eiligeres zu tun, als sich des Geldes zu bemächtigten und die Leiche beiseite zu schaffen.

In der darauf folgenden Nacht, es war eine finstere Neumondnacht, scharrte der Bauer den Körper des Fremdlings in der Nähe der Düngerstätte ein und verwischte sorgfältig jedes Merkmal, das den gräßlichen Mord hätte verraten können.

Viele Jahre waren seit der schwarzen Tat verflossen. Der Lobiseier war alt geworden, und längst wuchs Gras über der Grabstätte des Gemordeten. Niemand, selbst die Nächsten des Mörders nicht, hatten das schreckliche Verbrechen geahnt. Die dem Teufel verschriebene Seele des Bauern wurde durch die Untat gar nicht bedrückt, und da das Geld bald vertan war, blieb keine Veranlassung mehr, um die Erinnerung daran wach zu erhalten. Er selbst glaubte, ein Geständnis dereinst mit in das Grab nehmen zu können. Aber er sollte erfahren, daß gewöhnlich schon hienieden jede Schuld sich rächt und die Nemesis, wenn auch oft erst später, doch gewiß den Bösewicht erfaßt.

An einem schönen Sommertag stand die Sonne schon tief über den Jurahöhen und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Kalkfelsen vom Lobisei. Eben war der alte Bauer damit beschäftigt, um die Düngerstätte herum zu säubern und das Gras wegzumähen. Wie er über die Stelle mäht, wo er einst den Erschlagenen verscharrt, trifft seine Sense etwas Hartes. Der Bauer bückt sich nieder, will das Hindernis wegräumen. Aber kein Stein ist es, wie er glaubt, nein, aus dem klaffenden Boden grinst ihn hohläugig ein menschlicher Schädel an. — Die Sage meldet, daß der Schädel geblutet. — Zitternd steht der alte Sünder da, er allein weiß, wem der Schädel gehört. — Kalter Schauder überläuft ihn, die Furien der Hölle stürmen auf ihn ein, heulend will er die Stätte fliehen, an die ihn immer wieder ein geheimer Zauber von neuem festbannt. Durch das Wehklagen herbeigerufen, besammelten sich die Hausbewohner um den Mörder. Zähneklappernd zeigt er ihnen den fahlen, blutenden Schädel und erzählte, von namenloser Angst erfaßt, wie er von Gelddurst getrieben, vor vielen Jahren den fremden Metzger erschlagen. Entsetzt hörten die Leute die schreckliche, ihnen fast unglaubliche Geschichte. Todesschweiß hatte sich auf der Stirne des Lobiseiers gelagert, ein heftiges Fieber schüttelte krampfhaft seine Glieder. Man mußte ihn zu Bette bringen. Er wurde rasend, immer glaubend, den fürchterlichen Schädel, den Geist des Gemordeten vor sich zu sehen. Der alte Bauer überlebte den Tag nicht mehr, winselnd, sich krümmend wie ein Wurm, hauchte er nach wenigen Stunden die mordbefleckte Seele aus.

Nun mußte der Geist des erschlagenen Metzgers hienieden wandern, bis die ihm vorbestimmte Lebenszeit erreicht war. In stiller Mitternacht ertönten im

nahen Forst vom Lobisei die Todesseufzer des Gemordeten mit dem Klageruf des Uhus.

Anders aber verhielt es sich mit dem Geist des Mörders. Dieser mußte in gewissen Nächten durch die Wälder und über die Felsen vom Lobisei rennen, grausige Töne von sich gebend. In der Dunkelheit faßte er oft sturmwindartig den harmlosen Wanderer und stieß ihn mit Hohngelächter in die kalte Flut des Baches. Dann wieder lagerte er sich in Gestalt eines gräulichen Untiers mitten auf der Straße oder durchirrte die Ställe des Bauernhauses und würgte das schönste Rind. Beim Mondenschein haben die Gebüsche am Wege und die krüppelnden Kiefern an den Felsen geisterhafte, zwerggestaltige Schatten geworfen. Dabei brachte der Wind in den Wipfeln von Tannen und Buchen sonderbare Töne hervor, bald wie der Wehruf eines Sterbenden, bald wie Hohngelächter der Hölle. Schaurig war es einst, in nächtlicher Stunde das Lobisei zu durchwandern, und ein unwillkürliches Grauen veranlaßte die Leute, ihre Schritte rasch zu verlängern, um je eher desto lieber aus diesem unheimlichen Treiben herauszukommen.

Die beiden Geister trafen oft in Gestalt feuriger Kugeln aufeinander, und dann entspann sich ein Kampf, daß die Funken weit herumsprühten. Manchmal, wenn das Ding zu arg wurde, ließen die Besitzer des Lobiseihofes die Kapuziner kommen, die dann gegen ein fettes Kalb, Käse oder eine Balle Anken den Geist des Mörders in einen Stock, in eine Wand oder anderswo festbannten. Aber der Lobiseiteufel wußte immer wieder von Zeit zu Zeit auszubrechen und sein Unwesen von neuem zu beginnen.

Anmerkung: J. B. Scherr veröffentlichte diese Sage im «Solothurner Volkskalender» 1856 auf S. 33/34. Der Originaltext wurde von Hans Haefeli, Lehrer in Balsthal, entgegenkommenderweise mit einer zeitgenössischen Darstellung zur Verfügung gestellt.

Seltsame Ehescheidung

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche, wohlhabende Spanierin zur Frau und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. — Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sklaverei und Drangsalierung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Klus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne und schön beten in Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es wahr ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimat. Also zogen sie miteinander über das große pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: «Frau, wenn's dir recht ist, bis hieher haben wir's spanisch miteinander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit' ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Kanton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir.» Als sie darüber sich ungebärdig stellte und schimpfte und drohte nicht von dem Tierlein herunter wollte: «Frau, das verstehst du noch nicht», sagte er, «und ich nehme dir's nicht übel», sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: «Willst du jetzt mit, welsche Hexe, und guttun,

oder willst du wieder hin, wo du hergekommen bist?» Da sagte sie schluchzend: «Wo ich hergekommen bin!» und das war ihm auch das Liebste. Also teilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen und trennten sich voneinander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und jedes zog wieder in seine Heimat. «Deinen Landsmann» sagte er, «auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.»

Merke: Im Reich Hispania machen's die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seid *ein* Leib.

Anmerkung: Das «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes» von Johann Peter Hebel ist im Suhrkamp-Verlag Berlin herausgegeben und 1942 in der Herder-Druckerei zu Freiburg i. Br. gedruckt worden. Im «Ersten Teil», S. 267, ist diese Erzählung aus dem Jahre 1811 zu finden.

Der Safrankrieg auf Neu-Falkenstein von 1374

Von WERNER MEYER

Im Jahre 1374 überfiel der Freiherr Henmann von Bechburg mit einigen anderen Adligen einen baslerischen Kaufmannszug, plünderte ihn aus und führte die Waren und die gefangenen Kaufleute auf seine starke Feste Neu-Falkenstein.

Graf Rudolf von Nidau, der als Landgraf im Buchsgau für die Sicherheit des Verkehrs verantwortlich war, konnte diese Tat nicht ungerächt lassen. Er sicherte sich die Hilfe des Grafen von Kyburg und verlangte auch von der verbündeten Stadt Basel Zuzug. Basel, das damals mit zahlreichen adligen Herren